Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 8 (1911)

Artikel: J.C. Heer und wir
Autor: Baur, Albert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-748534

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Von *Othmar Schoeck* hörten wir eine musikalische Einkleidung des Lenauschen Postillion für Chor, Tenorsolo und Orchester (wie das Siegelsche Werk in der von Volkmar Andreae liebevoll studierten Aufführung durch den Männerchor). Bezeichnend für die Hypertrophie unserer großen Männergesangvereine ist es, dass der Dirigent die Ausführung dem Halbchor anvertrauen musste, um die intimen Schönheiten dieses echt romantischen Werkes nicht zu zerstören. Man kennt die hohe Poesie der Schoeckschen Muse: an unmittelbarer, poetischer Intuition überragt der junge Komponist die heutige Generation um Haupteslänge. Mag auch die Form der straffen Führung entbehren, die Lyrik des Künstlers entschädigt durch ihr wundersames Gewebe reich dafür. Mit welch geheim vertrautem Naturempfinden wird doch die Schilderung der Maiennacht in den Streichern und den scheuen Unisonophasen der Tenöre und Bässe unternommen, und wie schlicht und volkstümlich tritt der Chor späterhin in seinen a cappella-Strophen auf. Noch eines: Schoeck braucht heute gar nicht originell zu sein; auch wo er Wendungen bringt, die uns vertraut sind, erscheinen sie uns durch die feine Psyche des Komponisten geadelt und verjüngt.

Ein Kuriosum endlich ließ uns der Lehrergesangverein in dem letzten Satz der *Jean Louis Nicodé*schen a cappella-Symphonie: Morgenwanderung im Gebirge kennen lernen. Es wird hier der Versuch gemacht, eine dreiteilige Symphonie, deren Dauer ziemlich genau eine Stunde umfasst, für Männerstimmen (die in ein, zwei und drei Chören auftreten) zu schreiben. Selbstverständlich musste ein solches Qui pro quo (der Komponist redet von Paukentönen, Hornstimmen usw.) bei der Übersetzung in die klangliche Wirklichkeit die größte Enttäuschung erregen. Als Dokument einer selten kühnen musikalischen Verstiegenheit verdient es immerhin Beachtung. Durch solche „Bis hieher und nicht weiter" werden die Grenzen der einzelnen Kunstgattungen in einer für das Publikum äußerst lehrreichen Weise demonstriert.

ZÜRICH HANS JELMOLI

□□□

J. C. HEER UND WIR

Man hat mir mündlich und schriftlich lebhaftes Erstaunen darüber ausgesprochen, dass ich in meinem Artikel „Bundesdeutsch" die Ansicht ausgesprochen habe, wer zu den Lesern J. C. Heers gehöre, dem müsse jedes Sensorium dafür abgehen, was als schönes, gutes Deutsch und was als Bundesdeutsch zu gelten habe. Wohlverstanden, dass J. C. Heer eigentliches Bundesdeutsch schreibe, habe ich nicht behauptet, sondern nur, dass er das Stilgefühl seiner Leser korrumpiere.

Diese Ansicht bedarf keiner Entschuldigung, sondern nur einer Rechtfertigung. Und diese ist sogar für jeden ganz überflüssig, der das neueste Opus von Heer „Da träumen sie von Lieb' und Glück" gelesen hat.

Ich habe häufig im Gespräch sehr deutliche Ansichten über dieses Buch gehört und habe mir vorgestellt, es sei ein schlechtes Buch, wie andere schlechte Bücher auch sind, von denen es nicht der Mühe wert ist, viel Aufhebens zu machen. Schließlich habe ich es dann doch gelesen, und

habe mich überzeugen müssen, dass es bedeutend schlechter ist als gewöhnliche schlechte Bücher, dass jedes künstlerische Prinzip darin fehlt, dass der Stil von den gemeinsten Reporterphrasen wimmelt, dass der Autor, was Vernünftigkeit und Folgerichtigkeit der Handlung betrifft, sogar von Karl May lernen könnte. Das wird mir kein Mensch glauben, der diese Novellen nicht selbst mit Aufmerksamkeit gelesen hat; ich selbst hätte es nie vorher geglaubt, obwohl ich gewiss nie zu den Verehrern Heers gehört habe.

Es handelt sich nicht nur darum, dass ein schlechtes Buch immer ein Gift ist, es braucht dazu noch lang nicht „unsittlich" zu sein; das falsche Weltbild ist in einer Zeit gefährlich genug, wo der Mensch in seiner Arbeit aufgeht und keine Muße hat, es richtig zu stellen. Wie sehr Heer das Bedürfnis hat, die Wirklichkeit im Sinn des Kolportageromans aufzuputzen, könnte leicht an Hand historischer Ereignisse festgestellt werden.

Das allein hat mich also nicht veranlasst, J. C. Heer den Krieg zu erklären: auch nicht der Umstand, dass diese Gefahr durch den merkwürdigen aber doch leicht erklärlichen Erfolg seiner Schriften ins Unendliche wächst.

Ausschlaggebend war die Stellung, die ihm zu Unrecht in unserer jungen schweizerischen Literatur zugesprochen wird. Noch vor kurzem ist er in einem Artikel des Berliner „Tag" als geistiger Vater unserer Jungen erklärt worden. Das ist nun durchaus unrichtig. Es kann aber doch dieser Literatur sehr verderblich werden.

Wer sich irgendwie mit literarischer Kritik befasst, muss einsehen, dass J. C. Heer reif zum Falle ist, ein toter Ast am Baum unseres Schrifttums. Wer nach „Da träumen sie von Lieb' und Glück" (habt Ihr nicht schon am Titel genug?) mit den gewonnenen Einsichten in die künstlerischen und menschlichen Werte Heers an die Lektüre seiner andern Bücher geht, muss entdecken, dass sie sich gleichen wie Brüder, und dass der einzige Unterschied in der „Zügigkeit" des Motivs besteht.

Und da drängt sich nun die Frage auf: sollen wir Schweizer diesen dürren Ast selbst von unserm Baume sägen, oder sollen wir warten, bis man ihn uns vom Ausland her mit Steinen herunterbengelt? Könnte da nicht mancher saftstrotzende Zweig, manche Blüte und Knospe mit zu Boden geworfen werden?

Und wenn Du jetzt noch nicht verstehst, lieber Leser, warum es Zeit zu dieser Absage an Heer war, so lies eine Seite von ihm und dann eine Seite von Gotthelf, oder Keller, oder C. F. Meyer, oder auch von einem unserer Jungen, und gedenke dabei, dass es sich bei der Kunst immer um eine verflucht ernsthafte Sache und nicht um bloße „Unterhaltung" handelt.

ZÜRICH Dr. ALBERT BAUR

□□□

Nachdruck der Artikel nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet.
Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750